

Gender. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Anbahnung der Interviews ergaben, werden dargestellt und zu gesellschaftlichen Gegebenheiten in Beziehung gesetzt. Leontij spricht auch die Interviewsituation selbst an und macht ihr Vorgehen dadurch sehr transparent. Die Schlüsse und Ergebnisse ihrer Studie sind schwer zu fassen und etwas unübersichtlich. Im Wesentlichen geht es um Vorurteile und Konflikte zwischen UkrainerInnen und Deutschen/ÖsterreicherInnen. In der Wahrnehmung des „Westens“, so bemerkt sie, dominiert eine gewisse Stilisierung und Idealisierung. Umgekehrt werden etwa die arbeitstätigen Ukrainerinnen extrem positiv wahrgenommen (Durchhaltevermögen, kompetent), während die Ukrainer mit negativen Konnotationen besetzt sind (Alkoholiker, arbeitsunwillig) (282). Die Querverweise von Stereotypen in der Ukraine früher und heute sowie zur sowjetischen Vergangenheit liefern wissenswerte Details zu intra- ebenso wie interkulturellen Konflikten.

Der abschließende politikwissenschaftliche Artikel von Birgit Sauer und Brigitte Geißel setzt sich mit Geschlechterverhältnissen im lokalen politischen Raum der neuen Bundesländer Deutschlands auseinander. Sie formulieren als generelle These, dass im Zuge der lokalpolitischen Demokratisierung nach der Wende Frauen sukzessive von Männern aus der Lokalpolitik verdrängt wurden. Da zu DDR-Zeiten die lokale Ebene kaum Einfluss auf die Realpolitik hatte, waren überdurchschnittlich viele Frauen in diesem Bereich tätig. Kurz nach der Wende kam es zu so genannten „Blitzkarrieren“ von Frauen, da PolitikerInnen mit unbelasteter Vergangenheit rar waren und viele Frauen diese Chance nutzten. Die stete Durchsetzung des westlichen Politikmodells wird vielfach als maskulinisierte Parteipolitik wahrgenommen, die durch „männerfreundliche Rekrutierungsmaßnahmen“ (323) und sozialökonomischen Gegebenheiten die Frauen allmählich abdrängt.

Maria Freithofnig, Wien

Wolfgang Schmale, **Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)**. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003, 327 S., EUR 29,90, ISBN 3-205-77142-7.

Eine Geschichte der kulturellen Ausformungen von Männlichkeit für einen Zeitraum von rund 500 Jahren zu schreiben, ist ein gewagtes Unternehmen. Wolfgang Schmale, Professor für Neuere Geschichte in Wien, und schon länger mit der Männlichkeitsforschung vertraut, hat sich dieser schwierigen Aufgabe gestellt. Das Ergebnis überzeugt leider nicht immer; am Ende blickt die Leserin mit diffusen Eindrücken und einer gewissen Ratlosigkeit auf das Werk, das Schmale selbst als „experimentell“ bezeichnet (10). Ist es vielleicht noch zu früh für eine Historiographie der Männlichkeiten? Schließlich ist die Literatur zu Männlichkeiten überwiegend soziologisch-psychologisch oder literaturwissenschaftlich geprägt, wegweisende Überblicksdarstellungen zur historischen Männlichkeitsforschung sind noch rar.

Wolfgang Schmale streicht in der Einleitung heraus, dass es ihm nicht um männliche Rollen wie Vater, Sohn oder Krieger geht. Er möchte vielmehr kulturelle Figurationen (Norbert Elias) des Männlichen untersuchen und auf die Bedingungen für ihre Modifikationen hinweisen. Veränderungen sind unter anderem abhängig von der Reichweite der Kommunikationstechniken, der Alphabetisierungsrate und sozialer Mobilität, auch Säkularisierungsprozesse und wirtschaftliche Entwicklungen sind hier zu berücksichtigen – alle diese Faktoren fließen jedoch nicht systematisch in Schmales Überblick ein, sondern werden nur an einigen Stellen erwähnt. Als Quellen zieht Schmale für die Zeit von 1500 bis 1800 vor allem drei autobiographische Schriften heran – Benevenuto Cellinis (1500–1571) „Mein Leben“, Samuel Pepys „Das Geheime Tagebuch“ (1660–1669) und Ulrich Bräkers (1735–1798) „Lebensgeschichte“. Für diese arbeitet er die zugrundeliegende kulturelle Figuration, also den Entwurf, an dem sich der Autor orientiert, heraus. Für den Zeitraum des 19. bis 20. Jahrhunderts werden dagegen Selbstzeugnisse nicht in den Vordergrund gestellt, obwohl die Auswahl an vorhandenen publizierten Quellen hier viel größer wäre.

Schmale geht von Idealtypisierungen aus, „die den sozialen Konstruktionen von Männlichkeiten und Weiblichkeiten vorausliegen“ (12). Für die Zeit um 1500 definiert er den „Neuen Adam“ als Idealtypus, für die Renaissance den kommunikativen „Magier“, während für die höfische und die Konsumgesellschaft des 17. und 18. Jahrhundert der „Heros“ typusbildend geworden sei. Seine Analysen fragen jeweils nach den zeitgenössischen Vorstellungen von Körperlichkeit und Geschlechtsidentität, den Aussagen zu Hetero- oder Homosexualität, Ehe und Familie sowie den Strukturen und Ritualen der nur Männern zugänglichen Räume. Der „neue Adam“ der Zeit um 1500 versinnbildlichte einen Männlichkeitstypus, in dem sich ausgehend von der Befreiung aus der Erbsünde eine positive Haltung zum eigenen Körper sowie eine Ebenbildlichkeit zwischen dem Mann und Gott als neue Merkmale zeigten. Von diesem Grundtypus ausgehend entsteht im 16. Jahrhundert der „Magier“. Dessen idealtypische Männlichkeit war vor allem über die Einordnung in den göttlichen Kosmos, die Zuordnung zu Körperschaften qua Abstammung, der nur Männern zugewiesenen Fähigkeit zu „magischer Kommunikation“, und über eine Sozialisation in rein männlichen Gruppen bestimmt. Die meisten Aspekte des Mann-Seins waren vom Schicksal beziehungsweise der göttlichen Ordnung festgelegt, der individuelle Mann hatte vor allem die Aufgabe, den verborgenen Plan zu leben. Im Gegensatz zur Aufklärung waren in der ständischen Gesellschaftsordnung die Wesenheiten von Mann und Frau nur sehr bedingt über körperliche Unterschiede definiert. Zwei wichtige neue Richtungen in der Definition des männlichen Idealtypus wurden bald sichtbar: Der Ersatz der Kommunikationsfähigkeit mit dem Kosmos durch rationales Handeln und Wissen einerseits, und die stetig wachsende Hegemonie des Körperlichen als Klassifikationsmerkmal der Geschlechter. Trotzdem blieb Geschlechtsidentität noch lange ein „flüssiges“ Konzept.

Im neuen Typus des „Helden“ bündelten sich alle idealen Anforderungen des 17. Jahrhunderts ans Mann-Sein. In der von der Mechanik beeinflussten Anthropologie zeigte sich nunmehr ein „anatomischer Entflechtungsprozess der Körper“ (121), in dem weibliche und männliche Leiber mehr als differente denn als ähnliche wahrgenommen wurden. Ludwig

XIV. wurde zum Repräsentanten eines Idealtypus, der sich durch Exzessivität, eine direkte Legitimation durch Abstammung und Gottbezogenheit sowie im heroischen Erdulden des Leidens, sei es körperlicher oder seelischer Art, auszeichnete. Zwar wurden die Unterschiede der Geschlechter stärker biologisch fixiert und mit den unterschiedlichen Fortpflanzungsaufgaben begründet, doch waren Gleichwertigkeiten noch möglich: Die Heldin, die Amazone konnte ikonographisch durchaus neben dem Helden bestehen. Der „Held“ war Teil eines Dreiecks, dessen andere Spitzen die männliche Subkultur und die gemischtgeschlechtliche Gesellschaft – in Familie, Öffentlichkeit und auch noch Politik – bildeten.

Erst im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert entwickelte sich dann ein hegemoniales Männlichkeits-Modell innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, das Schmale aber nicht wie für die Jahrhunderte zuvor auf einen Schlüsselbegriff bringen kann, obwohl er mit seiner ausführlichen Betrachtung der „Militarisierung des Mannes“ eine Richtung andeutet. Das entsprechende Kapitel befasst sich überwiegend mit dem Soldaten-Mann, so dass es unverständlich ist, warum gerade bei der Vorstellung des hegemonialen Konzeptes keine eindeutige Benennung dieses neuen Typus erfolgt. Die herausragende neue Qualität des Modells bestand in der konsequenten Naturalisierung der Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die eine umfassende Konzeptualisierung von Geschlecht als primäre Identität begründete. Zugleich bezog sich dieses Modell auf die gesamte Gesellschaft: Kernelement war eine Militarisierung über die allgemeine Wehrpflicht, die im Prinzip für alle Männer eines bestimmten Alters galt. Andere männlichen Rollen wurden dagegen modifiziert, zum Beispiel änderte sich Vaterschaft durch die Trennung von Arbeitsplatz und Haus. In der Diskussion über alternative Konzepte oder Antitypen verwickelt sich Schmale dann in Widersprüche. Heißt es auf Seite 213 noch, dass hegemoniale Konzept ließ keine alternativen Männlichkeiten zu, sondern nur Antitypen, so schreibt er auf Seite 227, es hätte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts doch noch Alternativen gegeben. Benennen kann er das aber nur für das osteuropäische Judentum, ohne jedoch eine einzige konkrete Beschreibung zu geben. Alle anderen Milieus seien vom hegemonialen Modell überlagert worden, auch das sozialistische.

Mit den „polymorphen Männlichkeiten im postmodernen Zeitalter“, so der Titel des letzten Kapitels, ist es dann ganz aus mit eindeutigen Kategorien. Männlichkeit ist nun vielfältig, aber auch ständig von Krisen gezeichnet. Gerade dieses letzte Kapitel wirkt skizzenhaft und nicht so gut ausgearbeitet wie die Anfangsabschnitte zur Frühen Neuzeit, Schmale wandert hier mehr assoziativ durch die Geschichte, von den „kahl geschorenen Frauen“ nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Frankreich über die 68er-Bewegung zu Transsexualität. Welche Idealtypen (jetzt im Plural) das postmoderne Zeitalter prägen, wird nur noch anhand von mind-maps zu Filminterpretationen oder Kosmetikwerbung für Männer oder als Wiedergabe eines soziologischen Modells gezeigt. Immerhin bleibt Schmale aber bei der Frage nach der Funktion von Körperlichkeit und weist auf die zunehmende Androgynisierung von gesellschaftlichen Rollen bei gleichzeitiger Individualisierung der Geschlechterproblematik hin, die nun auch Männer zwingt, ihren Körper

nach einem idealen Bild zu formen. Individuell werde noch an der Essentialität der Geschlechtsunterschiede festgehalten, praktisch aber könnten Männer und Frauen andere Rollen und sogar andere Körper (operative Transsexualität) einnehmen. Eine zusammenfassende Schlussbetrachtung, die noch einmal die Argumentationslinien des Buches auf den Punkt gebracht hätte, fehlt leider.

Alles in allem präsentiert dieses Buch ein breites Panorama der vorhandenen Forschungen zur Geschichte der Männlichkeit. Insbesondere die Kapitel zur Frühen Neuzeit verarbeiten stringent und gut lesbar die wichtigsten Ergebnisse. Dennoch bleiben in der Gesamtschau Zweifel: Zum einen legt die Darstellung einen historischen Prozess nahe, in dem kulturelle Figurationen des Männlichen stetig uneinheitlicher und weniger verbindlich werden. In der Einleitung heißt es dagegen, ein hegemoniales Männlichkeitskonzept sei „erst relativ spät“ historisch entstanden, „zuvor wurden fleißig Modelle entworfen, Idealtypisierungen vorgenommen oder neue Möglichkeiten ‚ausprobiert‘, die ‚Schule‘ machten und breit rezipiert wurden, ohne einen hegemonialen Status zu erlangen“ (12). Dargestellt werden für die ersten Jahrhunderte des Untersuchungszeitraumes aber nur die drei genannten Idealtypen sowie einige allgemeine Überlegungen zum Grad der Verbreitung solcher Männlichkeitskonzepte und ihrer Modifikationsmöglichkeiten. Die Darstellung legt einen hegemonialen Charakter des Magiers oder Heros nahe, während der Text dies abstreitet. Dieser Widerspruch zwischen den einleitenden Gedanken und der späteren Darstellung ist es, der von Kapitel zu Kapitel den Eindruck des Diffusen entstehen lässt. Erst im Zeitalter des hegemonialen Konstruktes werden dann bei Schmale tatsächlich Variationen erwähnt, die aber nicht ausgeführt werden. Robert Connells Ansatz der „hegemonialen Männlichkeit“¹ wird nur einseitig mit Bezug auf dominante Ideale des Mannes historisch angewendet, die dazu gehörende Perspektive der widerständigen oder unterdrückten Konstrukte von Männlichkeit erscheint bei Schmale erst in der späteren Neuzeit. Zum zweiten orientiert sich bei Schmale die soziale Konstruktion von Geschlecht einseitig am Idealtypus. Wo bleibt hier die Kommunikation zwischen Ideal und Lebenswelt? Bedingt nicht gerade die Frage nach den kulturellen Figurationen eine stärkere Berücksichtigung des Aushandlungsprozesses zwischen Menschen, Institutionen und Traditionen? Wer hat überhaupt Deutungsmacht zum Beispiel über den Idealtypus in einer höfischen Gesellschaft? Klare Antworten auf solche Fragen hätten dem Buch mehr Tiefenschärfe gegeben – so bleibt der Eindruck eines zwar intellektuell anspruchsvollen, komplex aufgebauten, letztlich aber unfertigen Buches.

Kirsten Heinsohn, Hamburg

1 Robert W. Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 1999.